



Jeder ist sich des
spaltenden Einflusses
der Religionen in der
Menschheitsgeschichte
bewusst. Diese Medaille hat aber
auch eine **Kehrseite**,
die grossenteils nicht erkannt wird.

Siehe Seite 6

In dieser Ausgabe

Tschechisches Porträt 2

Zu Weihnachten
von Alan Thornhill 4

Religion und Politik
Eine Studie 6

In Londons Strassen
Ein Schicksal 7

In eigener Sache 8

«Ich bin keine gute Lügnerin»

Die UNESCO-Beauftragte für Tschechien ist, nebst Fachärztin für Verbrennungen, sinnigerweise auch Bildhauerin, Malerin und Bühnenautorin. Ferner war sie Skirennfahrerin, Abgeordnete im ersten tschechischen Parlament nach der Samtenen Revolution und Botschafterin ihres Landes in Australien. In ihrer Freizeit übersetzt sie den englischen Thriller-Autor Dick Francis ins Tschechische.

Jara Moserová Davidová schätzt es nicht, als «Renaissance-Frau» bezeichnet zu werden, obwohl man sich dies kaum verkneifen kann. Besser gefällt ihr der Begriff «allseitige Amateurin». Mit sich selbst geht sie entwaffnend unzimperlich um; für ihre Umgebung hat sie einen unbequemen Scharfblick: Sie ist eine Frau mit entschiedenen Ansichten, aber gleichzeitig tiefem Mitgefühl.

Mit ihrem Jahrgang (1930) gehört sie zur Generation, die in der Demokratie aufwuchs, danach die totalitäre Herrschaft des Nationalsozialismus wie des Kommunismus erlebte und 1989 noch jung genug war, um sich aktiv für die Rückkehr der Demokratie einzusetzen. Beim Wort «Heldentum» winkt sie ab: «Ich gehörte nicht zu den Dissidenten. Ich war bloss im passiven Widerstand. Und ab und zu sagte ich meine Meinung. Das war alles.»

Mit fünfzehn freute sie sich, als 1945 die Sowjetarmee die Tschechoslowakei von der deutschen Besetzung befreite. Als die Kommunisten 1948 die Macht

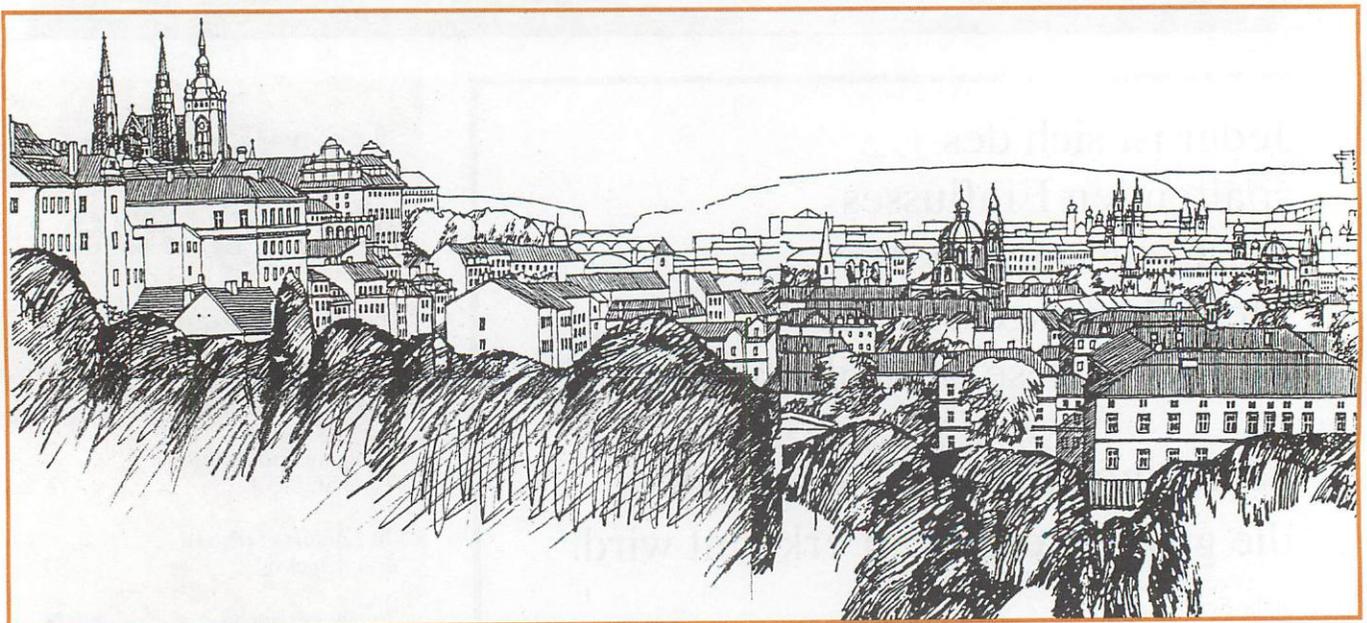
übernahmen, ging ihr auf, «dass der Feind meines Feindes nicht unbedingt mein Freund ist». Zu jener Zeit besuchte sie im Rahmen des *American Field Service*-Austauschprogramms ein Gymnasium in den USA und stand gerade vor der Reifeprüfung. Sie und sieben ihrer Landsleute erhielten ein weiteres Jahresstipendium, um sich klarwerden zu können, ob sie wieder nach Hause wollten. Ausserdem gewann sie in einem Wettbewerb ein Stipendium der New Yorker Kunstakademie. Nach den Jahren der Nazi-Besetzung wusste sie, was von einem totalitären Regime zu erwarten war. «Aber sehr bald beschloss ich, zurückzukehren. Einmal hätte mein Bleiben den Zweck des (Austausch-) Stipendiums zunichte gemacht, und dann bin ich auch eine Art Brieftaube – es zieht mich immer wieder nach Hause!» Also ergriff sie die Gelegenheit, den Heimweg rund um die Welt auf einem Frachtschiff anzutreten. Als dann ihr Zug die österreichisch-tschechische Grenze überquerte, war sie die einzige Passagierin.

In günstigeren Zeiten hätte sie wohl ihre Künstlerkarriere fortgesetzt. «Doch ich war jung und idealistisch, und da ich in ein Land zurückkehrte, dem es schlecht ging, wollte ich irgend etwas Nützliches tun.» Ohne zu zögern entschied sie sich für Medizin und wählte plastische Chirurgie, da dieses künstlerisches Geschick erforderte.

Der Vater

Während ihres Studiums daheim in Prag verschwand 1951 ihr Vater. «Niemand sagte uns, dass er im Gefängnis war. Er kam einfach ein Jahr lang nicht heim. Wir ahnten jedoch, wo er war, denn am Tag seines Verschwindens tauchten drei Leute bei uns auf, um die Wohnung zu durchsuchen. Wir fragten, wo er sei; sie gaben keine Auskunft.» Er hatte eine leitende Stellung in der Kohlenindustrie innegehabt; ohne sein Gehalt musste ums Überleben gekämpft werden. Schliesslich läutete ein Jahr später das Telefon: es war ihr Vater. «Meine Mutter zog sich dreimal um, bis mein Vater in der Wohnung ankam. Zum erstenmal wurde mir klar, dass Liebe auch nach 50 existieren kann!»

Da ihr Vater in Verruf geraten war, konnte Frau Moserová nach ihrem Staatsexamen in Prag keine Stelle finden. Stattdessen ging sie nach Duchkov, einer abgelegenen Stadt in Nordböh-



Ein Blick auf Prag

Dr. Jaroslava Moserová



men. Dort versuchte die Geheimpolizei sie als Spitzel anzuwerben. «Es war echt erschreckend. Sie waren psychologisch geschult.» Wiederholt stellten sie ihr Fragen, die ihr klarmachten, dass sie ihre Familie an deren Wohnorten beobachteten: «Hatte Ihre Schwester gestern Spass beim Skilaufen?» «Hat jenes Konzert Ihrer Mutter gefallen?»

Sie verweigerte die Zusammenarbeit, und am Ende wurde sie in Ruhe gelassen. Zwei Dinge, so glaubt sie, hätten dabei geholfen. Einmal die Tatsache, dass sie sich peinlich genau ans Gesetz hielt und somit nicht erpressbar war. Und dann ihre angeborene Unfähigkeit zu lügen. «Ich sagte ihm: Ich nütze Ihnen nichts. Wenn irgendwer mich fragt, ob ich mich mit Ihnen treffe, werde ich ja sagen. Es tut mir leid, ich glaube an Gott und bin ganz einfach keine gute Lügnerin. Halbwahrheiten ja, aber geradewegs lügen kann ich nicht.»

Jan Palach

Fünf Jahre später trat sie im Krankenhaus der Karls-Universität in Prag eine Stelle in der Abteilung für plastische Chirurgie an. Als Neuling wurde sie

dem Zentrum für Verbrennungen zugeteilt und war so gefesselt von dieser Arbeit, dass sie nie zur plastischen Chirurgie wechselte, sondern dreissig Jahre dort verbrachte. Sie gehörte zum vierköpfigen Ärzteteam, das den Studenten Jan Palach pflegte, nachdem er sich im Januar 1969 in Brand gesetzt hatte. Im August 1968 waren russische Panzer in die Tschechoslowakei eingerollt und hatten die Hoffnungen auf Liberalisierung, welche der Prager Frühling geweckt hatte, niedergewalzt. Frau Dr. Moserová ist der Ansicht, Palachs Protestaktion habe sich ebensowohl gegen die Apathie seiner Landsleute gerichtet wie gegen die Russen. «Die Menschen hatten aufgegeben. Sie hatten ihren Kampfgeist verloren. Deshalb hat er es getan.»

Palach lebte noch drei Tage; während der ersten zwei war er bei vollem Bewusstsein. Seine Betreuer ermutigten ihn mit den Nachrichten über die landesweite und internationale Empörung, die seine Selbstverbrennung hervorgerufen hatte. Ihr Kontakt mit ihm wirkte sich auf ihre Karriere aus: «Wir kamen zwar nicht direkt auf die schwarze Liste, aber wir galten als suspekt.»

Vor und nach 1968

Die zwei Jahrzehnte nach 1968 seien noch schlimmer gewesen als die beiden vorangehenden, sagt sie. Sie nennt die beiden Epochen «Herrschaft des Terrors» und «Herrschaft der Mittelmässigkeit». In den fünfziger und sechziger Jahren hatte das Regime versucht, sich die Menschen durch Einschüchterung gefügig zu machen. Doch einige «hervorragende» Leute hatten es geschafft, sich an den Universitäten und in der Justiz zu halten. Und zumindest einige Parteimitglieder glaubten damals tatsächlich an den Kommunismus.

Nach 1968 «konnte ausser einem Idioten niemand mehr daran glauben». Die Leute traten der Partei nicht aus Überzeugung, sondern aus Opportunismus bei. Die guten Plätze waren denen vorbehalten, die bei der Stange blieben, und so «zeigten anständige Menschen schlicht keinen Ehrgeiz». Rechtschaffene Leute wurden allmählich durch «mittelmässige, gefügte, parteitreue Nichtsnutze» ersetzt. Sie selbst betrat in ihren 30 Jahren an der Universität kein einziges Mal das Büro des Rektors: «Ich wäre mir befleckt vorgekommen, wenn ich mit ihm gesehen worden wäre.»

Die Generation, die 1968 jung und hoffnungsvoll gewesen war, begriff rasch, dass Fleiss, Ehrlichkeit und Wissen sich nicht auszahlten. Frau Moserová bezweifelt, dass jene Lektionen rückgängig gemacht werden können, aber baut auf die nächste Generation. «Unsere jungen Leute sind in Ordnung», sagt sie und meint, sie hätten die Kompromisse und Lügen unter dem Kommunismus verweigert, müssten aber noch lernen, dass «in der Demokratie der Kompromiss eine Notwendigkeit ist».

Wie die meisten andern glaubte sie nicht, dass sich je etwas ändern würde. So betete sie nicht um Befreiung, sondern für das Glück ihrer Familie. Ein Aufleuchten geht über ihr Gesicht, wenn sie von ihrem Ehemann, Milan David, spricht – «das Beste, was mir im Leben passiert ist». Sie haben einen Sohn, «den ich bei unserer Heirat <von der Stange> dazubekam», und drei Grosskinder.

In der Politik

Mit der Politik bekam es Jara Moserová ziemlich spät im Leben zu tun, nämlich als die Bereitschaftspolizei im November 1989 in Prag eine friedliche,

gesetzlich erlaubte Studentendemonstration niederschlug. «Es war einfach zu ungeheuerlich», sagt sie. «Ab dann begannen wir alle uns zu engagieren.» Als die Studenten streikten, stellte sie sich ihnen zur Verfügung, verteilte Kaffee und Aspirin, leistete Chauffeurdienste. Sie half mit, das Bürgerforum, ein Bündnis oppositioneller Gruppen, in ihrer Gegend zu organisieren, und wurde im Februar 1990 als Vizepräsidentin in den tschechischen Nationalrat, das Parlament der tschechischen Landeshälfte, gewählt.

In den darauffolgenden freien Wahlen kandidierte sie für Nordböhmen, die Gegend, wo sie als erstes gearbeitet hatte. Sie sprach bei allen möglichen Anlässen, einschliesslich eine Wahlversammlung mit 400000 Teilnehmern. Wenn ihre Errungenschaften vorgestellt worden seien, sagt sie, hätte das Publikum jeweils höflich Beifall gespendet. Sobald sie aber als Übersetzerin der Krimis von Dick Francis erwähnt wurde, sei wilder Applaus ausgebrochen!

Die beiden erwähnten Theaterstücke wurden zwischen 1991 und 1994 von Frances Colqhoun auf der Bühne von Caux mit Chris Channer als Hauptdarstellerin inszeniert. Sie stiessen auf grosses Echo und boten Stoff für lebhaftes Diskussionsrunden.

Nach zwei hektischen Jahren im Parlament «mit unmöglichen Arbeitszeiten, denn alles musste von A bis Z neu gemacht werden», reiste sie 1991 als Botschafterin der Tschechoslowakei nach Australien. Zu den Freuden ihres Postens gehörte die erneute Kontaktaufnahme mit den dortigen Auswanderern aus der Zeit der kommunistischen Herrschaft.

Während ihrer Amtszeit spaltete sich die Tschechoslowakei in zwei Republiken auf: Tschechien und die Slowakei. Diese Scheidung, meint sie, sei unvermeidlich gewesen, gibt aber zu, «den Verlust zu empfinden». Tschechen – und die Welt im allgemeinen – hätten die Bestrebungen der Slowaken missachtet, sagt sie. Vor der Teilung wurde sie in einem australischen TV-Interview fünfmal als die «tschechische» (statt tschechoslowakische) Botschafterin bezeichnet. Slowaken waren empört; keinem ihrer tschechischen Freunde war etwas aufgefallen.

Ihre Arbeit mit der UNESCO umfasst dieselben Bereiche wie das ständige Parlamentskomitee, dem sie vorstand: Wissenschaft, Erziehung, Kultur und Medien plus Bioethik und Informationstechnik. Trotz vergangener politischer Fehlritte der UNESCO habe diese, wie Frau Moserová glaubt, eine wesentliche Funktion als Wächterin über das intellektuelle Eigentum der Welt.

Die Bühnenautorin

Im Vorjahr der Samtenen Revolution gewann ihr erstes Stück, *So ein netter Junge*, den Hörspielpreis des Tschechischen Rundfunks. Es benutzte den Schauplatz einer Familie, um einer Kernfrage des Totalitarismus nachzugehen: was geschieht, wenn Menschen der Wahrheit nicht ins Gesicht sehen wollen. Nach der Sendung bekam sie etwa 1200 Hörerbriefe – «erstaunliche Briefe, wie Beichten. Einige jener Geschichten waren weit besser als das Stück».

Ihr zweites Stück, *Ein Brief nach Woollongong*, betrachtet die Jahre seit 1968 mit den Augen einer Frau, die Jan Palach pflegte. Viele ihrer Erlebnisse widerspiegeln jene der Ärztin Moserová. Aber es gibt einen entscheidenden Unterschied. Während Frau Moserová sich weigerte, ein Spitzel zu werden, gibt die Frau im Stück, unter Druck gesetzt, klein bei.

Frau Dr. Moserová versteht nur zu gut, weshalb jemand nachgeben könnte. Die Frau im Stück kann sich selbst nicht verzeihen. «Wenn ich es wäre, könnte ich mir auch nicht vergeben», meint ihre Urheberin. «Man sollte seine Seele wirklich nicht verkaufen.»

Interview: Mary Lean

«Ist hier

Es klang dringend, aber ich war schon so erledigt, dass ich fast nichts mehr aufnehmen konnte. Es war der letzte Abschnitt einer alptraumartigen Reise von Australien her: Verspätungen, verpasste Fluganschlüsse und jetzt Nebel – all dies im internationalen Wirrwarr des Weihnachtverkehrs.

«Ist ein Arzt an Bord? Bitte! Es ist dringend!» Im Hintergrund war der unterdrückte Aufschrei einer Frau zu hören. Mir war sofort klar, dass es sich um eine Geburt handelte. Das junge Paar war mir beim Warten auf dem letzten Flughafen aufgefallen. Er hatte am Schalter um Standby-Flugscheine gebettelt und sich von Zeit zu Zeit lächelnd einer jungen Frau zugewandt, die in ein weites Kleid und Decken gehüllt auf einer Bank lag. Sie hätten überhaupt nicht auf dem Flug sein sollen, aber dann hatte ich sie gesehen, wie sie einige Reihen weiter vorn ihre Plätze suchten. Das Flugzeug hatte Verspätung, das Kind war zu früh.

«Typisch», murmelte ich vor mich hin. «Wetten, dass sie der Fluglinie nicht gesagt haben, dass sie hochschwanger ist. Sie hätten zu Hause bleiben sollen. Der medizinische Dienst dort gehört zu den besten der Welt.»

«Ist aber für Menschen wie diese beiden völlig unerschwinglich», sagte eine Amerikanerin neben mir. «Dazu kommt, dass ihr Haus vor kurzem in die Luft gesprengt wurde. Ich habe mit ihnen gesprochen. Sie haben Familienschmuck verkauft, um die Reise zu ihren Freunden in London bezahlen zu können.» Ich sah, wie weiter vorn Decken und Vorhänge gespannt wurden, um einen provisorischen Entbindungsraum einzurichten. Es zog mich an allen Fasern dorthin, um zu helfen. Aber etwas anderes nagelte mich an meinen Sitz fest.

Dann hörte ich die Stimme der Amerikanerin: «Aber sind Sie nicht irgendwie Mediziner? Ich habe doch die Abkürzung auf Ihrem Gepäckschild gesehen.» Seit wir das Flugzeug bestiegen hatten, war mir die Frau auf die Nerven gegangen.

«Ich bin kein praktizierender Arzt. Ich habe seit Jahren keine Entbindung mehr geleitet. Ich bin in der Forschung tätig. Bestimmt gibt es noch jemand anders an Bord.»

«Es ist sonst kein Arzt hier», sagte sie und stiess mich nach vorn.

wohl ein Arzt an Bord?»

«Sie seien Arzt?» fragte eine Stewardess.

«So ungefähr.»

«Gott sei Dank. Wir sind zwar für solche Situationen ausgebildet, aber dies hier ist ein anderer Fall. Wir sind am Ende unseres Lateins.»

«Zeigen Sie mir Ihre Bordapotheke», schnauzte ich sie an, «und verschaffen Sie mir um Himmels willen etwas Platz zum Arbeiten!»

Es gibt Momente, in denen man an nichts mehr denken kann ausser an den Kampf, der sich gerade abspielt. Es ist der Kampf zwischen medizinischer Ausbildung und Können auf der einen und dem Tod auf der andern Seite. Da zählt nichts mehr, weder der mangelnde Platz, noch die ungenügende Ausrüstung, noch das Schlenkern des Flugzeugs, die

des Kapitäns im Lautsprecher: «Es freut mich, Ihnen die Ankunft eines neuen Passagiers bekanntzugeben: ein gesunder, hübscher Knabe. Zur Feier spendieren wir Ihnen eine Runde.»

Ich hatte bloss einen Wunsch: so schnell wie möglich von allem wegzukommen, allein zu sein. Ich stürzte zum Waschraum und übergab mich; ich fühlte mich hundeehend. Ich wartete – stundenlang, wie mir schien –, bis es im Flugzeug wieder ruhiger wurde, und schlich mich dann still und unbemerkt auf meinen Platz zurück.

Und dann geschah es. Plötzlich zog jemand den Umhang zurück, der während der Geburt aufgehängt worden war. Auch die Decken fielen, und... Es war eine altbekannte Szene: die Mutter mit

ich berichte, was hier geschehen ist.» Die andern starrten mich an und klatschten, während man mich den Korridor entlang schubste.

Da zerriss etwas in mir. Ich schlug ihr die Kamera aus der Hand. «Was kümmert mich Idaho?» schrie ich. «Ich habe meine Aufgabe erfüllt, genügt das etwa nicht?»

Joe schaute mich durchdringend an. «Auch Sie haben gelitten, nicht wahr? Ich kann es an Ihrem Ausdruck erkennen.»

Dann brach es aus mir heraus. «Ich habe früher in Ihrer Nähe gewohnt. Wir hatten eine Klinik eröffnet, das Land bewässert, die Felsen gesprengt. Ich heiratete, und wir bekamen ein Kind. Eines Tages kamen bewaffnete Männer über die Grenze. Meine Frau ging hinaus, um die Verwundeten zu pflegen. Der Kleine sprang hinter ihr her. Dann explodierte eine Bombe. Ich habe Mutter und Kind nie mehr gesehen.

Schliesslich bin ich nach Australien ausgewandert, so weit weg wie möglich. Dort begann ich in der Forschung zu arbeiten und versuchte, zu vergessen, bis...»

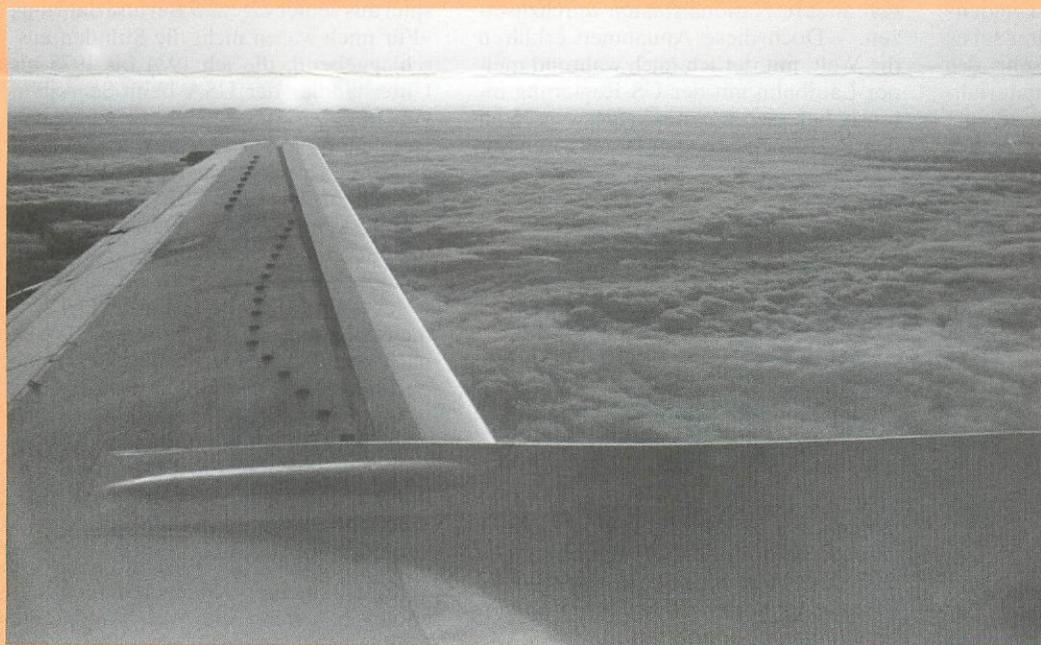
«Bis Sie beim Anblick von Menschen wie uns wieder an alles erinnert wurden», sagte Joe.

«Ich... ich habe wohl doch meinen Rachedurst nie wirklich verloren... Und nun hätte ich eine Chance gehabt. Ich brauchte ja nur ruhig sitzen zu bleiben, während eine andere Mutter und ein anderer Sohn mit ihrem Leben für dasjenige der Meinen bezahlten.»

Es blieb lange, lange still. Dann spürte ich, wie mir jemand den Arm um die Schultern legte. Es war Joe.

Das Kind gab einen zufriedenen Seufzer von sich. Mehrere Passagiere kamen näher und bestaunten die Szene. Ein Teenager stimmte ein bekanntes Weihnachtslied an.

Dann begann ein Steward die Storen der Luken zu öffnen. Wir standen im strahlenden Sonnenlicht. «Frohe Weihnachten!» sagte er.



Schreie der Patientin oder die gespannte Atmosphäre ringsum. Vergangenheit und Zukunft zählen nicht mehr. Alles konzentriert sich auf das Jetzt.

Dabei wirkt vieles mit: Mut und Einsatz der Mutter, Mitarbeit des Teams und etwas, was man – wenn man will – Glauben nennen könnte. Ich hatte der Religion schon lange den Rücken gekehrt, aber jetzt murmelte sogar ich ein Kindergebet vor mich hin. Als endlich der Schrei eines Neugeborenen ertönte, wurde das ganze Flugzeug lebendig. Alle riefen durcheinander, gratulierten, und dann erklang die leicht pompöse Stimme

dem Kind im Arm, und hinter den beiden der Vater. Einige Kameras blitzten auf, aber dann legte sich eine ergriffene Stille über alles.

Mit heiserer, stockender Stimme sagte der Vater: «Ich heisse Joe. Wir möchten Ihnen allen, dem Kapitän, der Crew, allen danken...» Und dann sah er mich. «Aber da ist ja der Mann, dem wir es eigentlich verdanken. Ohne ihn wäre es gar nicht möglich gewesen.»

«Kommen Sie doch nach vorn!» sagte die Amerikanerin. «Ich muss Sie alle im Bild haben, sonst wird mir zu Hause in Esperance, Idaho, keiner glauben, wenn

Religion, eine fehlende Dimension der Staatskunst?

Eine interdisziplinäre Gruppe des Washingtoner *Instituts für Strategische und Internationale Studien (CSIS)* hat sich während mehrerer Jahre dieser Frage gewidmet und ihre Schlussfolgerungen im vergangenen Sommer veröffentlicht.¹ Mehrere Mitglieder der Forschungsgruppe sind sich aus eigener Erfahrung im diplomatischen Dienst der Tatsache bewusst, dass die herkömmliche Aussenpolitik der heutigen Welt nicht gewachsen ist. Andere betrachten die Frage aus ihrer Sicht als Psychologen, Soziologen, Militärstrategen und Theologen.

Warum fehlt diese Dimension?

Einer der Forscher erklärt die Verdrängung dieses Aspekts aus den internationalen Beziehungen folgendermassen: Es seien sowohl Gewohnheit wie Ideologie, die dazu geführt hätten. Sobald man zum Beispiel die geschichtliche Entwicklung der Staatsführung in den USA analysiere, stosse man auf ein tiefgreifendes und dogmatisches Freidenkertum in ihrer Diplomatie. Weiter sei es interessant festzustellen, wie sehr das amerikanische Weltbild vom materialistischen Determinismus beeinflusst worden sei, «obwohl wir uns als Feinde des marxistischen Denkens bezeichnen». Der Weg dahin sei unschwer auszumachen: von Machiavelli über die Aufklärung, Hobbs, Locke und andere, die den Gründervätern wichtig waren, bis hin zu den Akademikern, deren Denken Amerikas internationalen Beziehungen heute zugrunde liege, Max Weber, Hans Morgenthau und andere.

Grundlegender Wandel

«Wir lieben es, von den Veränderungen seit dem Ende des Kalten Krieges zu sprechen. Mir scheint aber, wir befinden uns in einem Wandel der Beziehungen zwischen Völkern, den man im Zeitraum von 400 Jahren sehen muss», sagt Hal Saunders, der als damaliger US-Unterstaatssekretär die Vereinbarung von Camp David zwischen Anwar El Sadat von Ägypten und Menachem Begin von Israel vorbereiten half. Er gibt dafür folgende Erklärung: «Erstens sehen sich Regierungen vermehrt Problemen gegenübergestellt, die sie nicht alleine lösen können. Zweitens sind die Menschen, das heisst die Bürger, heute zunehmend direkt an der Gestaltung der Beziehungen zwischen Nationen beteiligt. Und drittens kann man mit den herkömmlichen Denkmustern der Diplomatie die heutige Welt nicht mehr erklären. Die Raster, nach denen die Staa-

ten früher miteinander verkehrten, sind nicht mehr verlässlich und bringen die erwarteten Ergebnisse nicht mehr...

Während der letzten 400 Jahre sind die Völker etwa aufgrund folgender Annahmen miteinander umgegangen: Die Führer einzelner Nationalstaaten sammeln politische, wirtschaftliche und militärische Macht, um ihre Interessen gegen andere Nationalstaaten durchzusetzen. – Doch diese Annahmen erklären die Welt, mit der ich mich während meiner Laufbahn mit der US-Regierung intensiv befassen musste, keineswegs. Von den Palästinensern, den Israelis, den So-



«Die Raster, nach denen Staaten früher miteinander verkehrten, sind nicht mehr verlässlich», meint Hal Saunders. (Im Bild: Nach dem Opiumkrieg von 1840–42 wird der chinesische Tribut in der Londoner Münzstätte abgeliefert.)

wjets, den Chinesen und anderen lernte ich, dass sich internationale Beziehungen ganz anders entwickeln. Diese sind für sie ein Prozess fortlaufender Wechselwirkungen zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Einheiten und Gruppierungen (...) auf vielen Ebenen und über durchlässige Grenzen.

Wenn ich also von der vielfältigen, fortlaufenden Wechselwirkung verschiedener Gruppen von Menschen aufeinander ausgehe, braucht es zuerst Änderung in den Beziehungen, wenn irgendeine Veränderung beabsichtigt ist. Dabei

denke ich weniger an die Veränderung der Politik, so wichtig diese auch bleibt, sondern vielmehr daran, wie man Beziehungen insgesamt verändert... Wenn die Änderungen in der menschlichen Arena zwischen Franzosen und Deutschen, die nach 1945 in Caux waren, nicht stattgefunden hätten, gäbe es wohl heute kaum Europäische Institutionen, oder es hätte bis zu ihrer Entstehung mindestens länger gedauert. (...)

Es geht also nicht vorrangig um theoretische Gedanken über Konfliktbeilegung, sondern um erlebte Versöhnung zwischen Völkern. Übrigens ist Versöhnung ein Programm Gottes, nicht ein Regierungsprogramm.»

Das verändernde Ereignis

Saunders erklärt dies an einem Beispiel aus seiner eigenen Berufserfahrung: «Für mich waren nicht die Stunden ausschlaggebend, die ich 1974 bis 1975 als Unterhändler der USA beim Schreiben von fünf Vereinbarungen zwischen den Israeli und Arabern verbrachte. Das verändernde Ereignis war Anwar El Sadats Besuch in Jerusalem. Er brachte den Israeli kein Verhandlungsangebot. Er brachte eine menschliche Botschaft: «Wir Ägypter akzeptieren Sie als Volk, welches im Mittleren Osten lebt.» Diese menschliche Botschaft hatten die Israeli nach den Jahrhunderten der Progrome und der Jahre des Holocaust dringend nötig. Ein solches Ereignis lässt sich nicht beliebig oft wiederholen. Wiederholbar ist aber die Einsicht, dass Beziehungen zwischen Völkern durch die Wechselwirkung zwischen Menschen verändert werden. (...)

Einige meiner Kollegen halten mir entgegen: «Wenn die Welt von netten Leuten wie dir bevölkert wäre, würde stimmen, was du sagst. Da dem nicht so ist, hast du unrecht.» Ihnen antworte ich: «Zu solchen Schlüssen kam ich weder im Kindergarten, noch im Paradies. Ich habe acht Jahre für Henry Kissinger gearbeitet. Meine Kollegen wurden von Terroristen umgebracht. Ich hatte mit Khomeini, Gaddafi, Begin und Arafat zu tun. Ich habe dieses halbe Jahrhundert mit Stalin, Hitler, Pol Pot auch erlebt und weiss, dass das Böse existiert. Selbst wenn die Macht, die sich der Gewehre bedient, nicht verschwinden wird, bin ich doch der Überzeugung, dass es einen besseren Weg gibt, die Gesetze der Menschheit zu lenken.»



Joseph Montville, Ron Kraybill,
Douglas Johnston (v.l.n.r.) vom
CSIS-Forschungsteam

Sieben Fallstudien

Die Studie beleuchtet und analysiert sieben Situationen, in denen religiöse und geistig/geistliche Faktoren in der Vorbeugung oder Lösung von Konflikten und der gewaltlosen Veränderung eine tragende Rolle gespielt haben. Der verantwortliche Redaktor *Douglas Johnston* zählt die verschiedenen Situationen auf:

«Zwei der Untersuchungen beleuchten Fälle der Beilegung von Konflikten, bevor es zu gewalttätigen Auseinandersetzungen kam: * Die Rolle der katholischen Kirche im Übergang vom Marcos-Regime zur Regierung Aquino im Jahre 1986. * Die Rolle der Kirchen in der damaligen DDR bei den Umwälzungen von 1989.

Die nächsten beiden betreffen Konflikte, die bereits mit Waffen ausgetragen wurden: * Die Rolle der Quäker

beim Versuch, im Jahr 1970 den nigerianischen Bürgerkrieg zu beenden. * Die Rolle der katholischen Kirche, der Moralischen Aufrüstung (MRA) und der Quäker im Übergang von Rhodesien zum unabhängigen Simbabwe.

* Ein weiterer Fall behandelt die komplexe Lage einer lokalen Auseinandersetzung innerhalb eines grösseren Konflikts: Er bezieht sich auf die Rolle der Schlichtungskommission in Nicaragua, der es weitgehend dank der Unterstützung der Herrnhuter Brüdergemeinde gelang, zwischen den Ureinwohnern an der Ostküste des Landes und den Sandinistas zu vermitteln.

* Als nächstes studierten wir einen Fall der Konfliktverhütung. Hier ging es um die Rolle der Kirchen in Südafrika. Noch bleibt abzuwarten, ob verbreitete gewalttätige Auseinandersetzungen endgültig vermieden werden können. Der

erste wichtige Schritt war jedenfalls die eindeutige Absage an die sogenannte Theologie der Apartheid.

* Im letzten Fall wird Versöhnung nach einem Konflikt beschrieben, hier im Zusammenhang mit der Rolle der MRA zwischen Franzosen und Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg.

Die Auswahl der Fälle war ein anspruchsvolles, langwieriges Verfahren. Wir sind uns bewusst, dass sie zu begrenzt ist. Sieben Fälle reichen nicht aus, um analysieren zu können, was funktioniert und was nicht. Wir hoffen jedoch, dass die Studie ihren Beitrag leisten kann, um den in der Aussenpolitik Beschäftigten Denkanstösse zu vermitteln und zu zeigen, dass religiöse und geistliche Faktoren eine positive Rolle spielen können. Wir haben auch gezeigt, dass diese Rolle nicht zentral zu sein braucht, sondern dass es vielmehr darum geht, positive Beiträge zu einer befriedigenden Lösung und zur Förderung gewaltloser Veränderung und Umstrukturierung zu leisten. Jeder ist sich des spaltenden Einflusses der Religionen in der Menschheitsgeschichte bewusst. Nach dieser Studie sind wir der Überzeugung, dass diese Medaille eine Kehrseite hat, die grossenteils nicht anerkannt wird.»

Christoph Spreng

¹ Religion: The Missing Dimension of Statecraft
Oxford University Press,
ISBN 0-19508-7348 (nur englisch)
herausgegeben von Douglas Johnston
& Cynthia Sampson
Vorwort: Jimmy Carter

PERSÖNLICH

Ein «Ehemaliger» erzählt

John Fenlon gibt ohne weiteres zu, dass er im Leben keinen guten Start hatte. «Schon als Kind war ich das Stehlen gewohnt und begann mit sieben zu rauchen», erinnert er sich. «Mit acht war ich an einem Bankraub beteiligt. Ich wurde nicht erwischt und konnte mich mit einer fürstlichen Beute davonmachen.»

Von da an war er immer wieder in Erziehungsheimen und stand mit zwölf zum erstenmal vor Gericht wegen Ladendiebstählen und einem gewalttätigen Übergriff. Seine Mutter schickte ihn zum Grossvater in die irische Republik, weil sie hoffte, eine völlig andere Umgebung würde ihn auf bessere Gedanken bringen. «Ich kam dort mit 13 an und

arbeitete als Botenjunge und Barman, statt zur Schule zu gehen. Ich lebte mich schnell und gut in die Pintenkultur ein und schätzte mein Guinness sehr.»

Sobald er das Mindestalter für den Schulabschluss erreicht hatte, kehrte er nach London zurück und fand Arbeit in einer Buchhandlung in der Oxford

Street. Mit 23 heiratete er das Mädchen, mit dem er schon ausgegangen war, als er 17 und sie 13 war. Bei seiner Heirat hatte er die «Übergangsprüfung» vom Alkohol- zum Drogenkonsum bereits bestanden. Weil er mehr und mehr drogenabhängig wurde, verliess ihn eines Tages seine junge Frau, und er nahm seine Beschäftigung als Ladendieb wieder auf, um seine Drogenbedürfnisse zu decken. Bald merkte er, dass er als Dealer viel leichter zu den 600 £ kommen konnte, die er jede Woche für seinen Stoff benötigte. Als er deshalb im Gefängnis landete, führte er dort seinen blühenden Drogenhandel weiter.

Ein «Ehemaliger» erzählt

In diesem Auf und Ab – im Gefängnis und wieder auf freiem Fuss – unternahm er immer wieder einen Anlauf zur Selbstreform. Er versuchte zu beten und schlug Gott einen Handel vor: «Ich versprach ihm, mich zu bessern, wenn er bewirke, dass ich mit einer milden Strafe wegkäme.» Fenlon fügt an, er habe «immer eine eigenartige Anwesenheit Gottes verspürt, wenn ich betete».

«Eine lange, verschwommene Zeit»

Endlich, während eines neuen Gefängnisaufenthalts, drängte ihn etwas, einen ernsthaften Neuanfang zu versuchen. Wieder verspürte er das Bedürfnis zu beten und begann, regelmässig die Gefängniskapelle aufzusuchen. Eine Weile gelang es ihm, durch blossen Willenskraft von den Drogen loszukommen, und so wurde er in ein offenes Gefängnis verlegt.

Dort rächten sich die langen Jahre des Alkohol- und Drogenkonsums an seiner Gesundheit. Er begann unter Halluzinationen zu leiden, die so schlimm wurden, dass er wieder in das geschlossene Gefängnis in eine Gummizelle verlegt wurde. Bei seiner Entlassung war er körperlich und seelisch krank. Er war so weit, dass er die Drogen erst nach genügend Alkohol einnehmen konnte. «Jene Jahre sind eine lange, verschwommene Zeit der konstanten Angst. Alles floss mir lähmende Furcht ein. Ich wagte mich erst auf die Strasse, wenn ich mir genügend Mut angetrunken hatte.» Es folgten mehrere Selbstmordversuche.

Mit vierzig wog er noch ganze 50 kg und litt unter Schüttelanfällen. Den ersten Hoffnungsschimmer erlebte er während einer Entziehungskur in einer psychiatrischen Klinik. Unter den Mitpatienten war eine ehemalige Schulkameradin. «Du musst an dich selber glauben und daran glauben, dass du es schaffen kannst», sagte sie. Von ihr erlernte er das Gebet der Gelassenheit: «Gott, gib mir die Gelassenheit, die Dinge anzunehmen, die ich nicht ändern kann; den Mut, jene zu ändern, die ich ändern kann; und die Weisheit, das eine vom andern zu unterscheiden.» Er klammerte sich an das Gebet und wiederholte es pausenlos während des elftägigen Entzugsprozesses. Das Gebet begann zu wirken.

Andern praktisch helfen

Als er merkte, dass er «keine Drogen mehr brauchte, um von Drogen loszukommen», entliess sich Fenlon selbst aus der Klinik. Um wieder zu Kräften zu gelangen, begann er unter anderem mit

Schwimmen. Eine Tages fiel ihm im Schwimmbad eine Gruppe von Behinderten auf. Er beschloss, sich als Freiwilliger bei der Organisation zu melden, die diese Menschen betreute. Dies war der erste Schritt auf dem Weg, sein Selbstwertgefühl wieder zu finden.

Ein junger Obdachloser machte ihn mit einem Hilfsprojekt der Methodistischen Kirche bekannt, das sich um jugendliche Drogenabhängige auf den Strassen Londons kümmert. Er spürte, hier könnte er wirklich einen Beitrag leisten. Durch den Projektleiter, einen verpflichteten Christen, der, wie Fenlon sagt: «lebte, was er predigte», begann er regelmässig zur Kirche zu gehen. Er erhielt eine Bibel, in der er täglich mit Begeisterung liest. Heute arbeitet er in einem vom selben Mann geleiteten Hilfsprojekt mit.

Fenlon meint zwar, er mache nur langsame Fortschritte; immerhin war er seit drei Jahren nicht mehr in der Entzugsabteilung des Krankenhauses. Er sagt, er habe durch den Heiligen Geist eine wunderbare Befreiung von Angst erlebt. Er besucht einen Malkurs und ist sehr stolz auf die Komplimente, die er für seine Werke erntet. Er unterhält sich gerne mit Menschen und möchte weiterhin andern praktisch helfen – vor allem jenen, die auf der Strasse leben und drogenabhängig sind.

Es gebe zwar noch «Tiefs» im Leben und er sei noch sehr auf seine Freunde angewiesen, meint er, aber er sei voller Zuversicht, dass sein neugefundener Glaube ihn nicht im Stich lassen werde.

Paul Williams

CAUX-Information

Redaktion
Marianne Spreng-von Orelli, Verena Gautschi,
Christoph Spreng, Margrit Schmitt-Gehrke

Administration und Redaktion
Postfach 4419, CH-6002 Luzern,
Telefon 041-42 22 13, Fax 42 22 14

Bestellungen für Deutschland nimmt entgegen
MRA Bücherdienst, Eggemann, Uhlandstrasse 20,
D-45964 Gladbeck

Abonnement
Schweiz: Fr. 32.–, Deutschland: DM 42.–,
übrige Länder: sFr. 37.–

Postcheckkonten
Schweiz: 60-27255-8, CAUX-Information,
CH-6002 Luzern
Deutschland: 2032-751 Postscheckamt Karlsruhe,
CAUX-Information, CH-6002 Luzern

Erscheinungsweise
12mal jährlich

Druck
Brunner AG, Druck · Informatik · Verlag,
6010 Kriens

Fotos
Archiv, Carr, NWN, Odier, Spreng

Zutreffendes durchkreuzen – Marquer ce qui convient Porre una crocetta secondo il caso		Gestorben Décédé Decesso
Adresse Ingenügend insufficiente Indirizzo in- sufficiente		Annahme verweigert Refusé Respinto
Abgereist Parti Partito		Unbekannt Inconnu Sconosciuto

12/94

CAUX
Information

AZB 6002 Luzern 2

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

Ab 1995 erhalten Sie die Caux-Information im neuen, leserfreundlichen Zweimonatsrhythmus:

Die totale Seitenzahl und der Abonnementspreis pro Jahr bleiben trotz Mehrwertsteuer und steigender Herstellungskosten **unverändert**. Den Inhalt der einzelnen Ausgaben werden wir jedoch **vollständiger** und **abwechslungsreicher** gestalten können. Wir wünschen Ihnen allen eine nicht zu hektische Adventszeit, ein helles, frohes Weihnachtsfest und alles Gute für ein erfülltes neues Jahr – und viel Vergnügen beim Lesen der Januar-Februar-Ausgabe, die Sie anfangs Februar 1995 erhalten!

Die Redaktion